

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Paril, Eduard: Ein Testament [3 Bilder; Limmer, Emil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Einige Tage später wurde Hans von Grieben offiziell vom Polizeipräsidenten vorgeladen.

„Junger Mann,“ sagte der Polizeipräsident, — „das heißt, Herr Doktor — denn ich hatte nicht gewußt, daß Sie Ihren Doktor kurz vor Weihnachten gemacht —, Herr Doktor, Sie haben trotz meiner Verfügung vom 21. Dezember sich groben Unfugs schuldig gemacht, indem Sie, nach mir zugegangener Anzeige in der Sylvesternacht vom Balkon der Ihrem Herrn Vater gehörenden Wohnung einen sogenannten Sylvesterschuß abfeuerten. Sie sind infolge dessen wegen groben Unfugs zu einer Geldstrafe von 10 Mark verurteilt, das Strafmandat stelle ich Ihnen hiermit persönlich zu. Erheben Sie Widerspruch?“

„Nein, Herr Präsident, ich zahle herzlich gerne,“ antwortete der junge Doktor lächelnd.

„Bei der Kasse gegen Quittung abzuliefern!“ sagte der Polizeipräsident; dann aber sprang er hastig auf, umarmte den jungen Mann und küßte ihn inbrünstig aber- und abermal auf die Stirn: „Sohn meines Freundes, laß dich küssen! — dein grober Unfug hat mir meine süße Tochter ganz, ganz wiedergegeben. Hab Dank! Hab Dank!“

„Ja, das ist ja alles recht schön, Herr Präsident,“ sagte der tolle Hans, „aber ich bin Doktor der Medizin und mache schließlich auch Ansprüche auf Honorar. Sie legen es aus als groben Unfug, — ich, ich handelte aber durchaus mit Überlegung und zwar getreu dem Satze unserer berühmten Professoren Herzel und Biescourt, daß Schreckensfälle eben nur wieder durch Schreck zu heilen sind. Gott, der heilige Sylvester und — nun vielleicht auch der heilige Übermut haben mir, wie Sie sehen, zur Seite gestanden. Ich fordere mein Honorar! Und dies teure, teure Honorar besteht in der Person der Genesenen, die, wenn sie zustimmt und ihr Vater einwilligt, mein trautes Weib werden soll.“

Und sie ward's. Und sie ist's heute noch — und beide erinnern sich wohl heute noch jenes hehren heiligen Sylvesterabends, und vielleicht auch dessen, dem sie später die Erlaubnis gaben, dies herzerhebende Ergebnis, allerdings mit Umänderung der Familienmamen, zu veröffentlichen.

Aus der Schule.

Religionslehrer: „Was thut man, wenn man von einer schweren Krankheit genesen ist?“

Schüler: „Man bittet den Doktor um die Rechnung.“

Ein Testament.

Von Eduard Paril.

„Der dumme Flori! Ach ja, der dumme Flori!“ ... so sprach jeder im Dorfe, wenn von dem Florian Grinzenberger, dem „armen Häusler“, die Rede war. Und später, als aus dem armen Häusler der Besitzer des stattlichsten Bauerngutes im Dorfe wurde, da war Grinzenberger wohl noch immer in aller Leute Mund der „dumme Flori“, aber „der's dick in der Truhe hat. Ja, ja, wie's halt schon ist: der Dumme hat's Glück. Unserem könnt' freilich so was nicht passieren.“

Und so sprachen auch die Verwandten Grinzenbergers: sein Bruder, der Kornhändler; seine Schwester, die vermögende Bernhardshoferin aus dem benachbarten Dorfe; seine Bettern und Basen; ja sogar der Herr Hofrat in der Residenz, Grinzenbergers Vetter, sollte sich seines Verwandten immer nur mit dem gleichzeitigen Ausrufe: „Ach ja, richtig, der dumme Flori!“ erinnern haben. Im übrigen hatte sich aber keiner der Verwandten je um ihn bekümmert, erst als Grinzenberger starb, plötzlich starb, da loderte jäh die Liebe zu dem Verbliebenen auf, und Bruder und Schwester und Bettern und Basen konnten nicht schnell genug nach dem Trauerhause eilen.

Mit zwei Paar Pferden kam die Bernhardshoferin herangestürzt; vom Wagen springend und zum Erbarmen weinend, schrie sie auf: „Jesus! dieser Jammer! Der Flori tot und ich nicht dagewesen. Wer soll ihm die Augen zudrücken! Sein

Weib längst tot, alle seine Kinder tot, und ich, seine einzige leibliche Schwester ... Theres, warum hast du nicht gleich um mich geschickt?“

„O du mein!“ versetzte diese. „Wann hätt' ich's thun sollen! Heute früh war der Bauer noch pumperlg'sund, vor dem Essen um elf Uhr legt er sich nieder, um zwölf Uhr stirbt er — am Herzschlag, wie der Doktor sagt; — 's ging ja ohnehin alles wie der Sturmwind. Im Sandumdrehen warst da, Bäuerin, und schau' mir, die Leich' is ja eh' noch warm.“

Und die Leiche Grinzenbergers war auch noch warm, als der Bruder, der Kornhändler, auf feurigen Klappen im tausenden Galopp dahergesprenzt kam. Und nach zwei, drei Stunden fanden sich die Bettern und die Basen ein, und am Abend desselben Tages noch erschienen hier auch der Herr Hofrat aus der Residenz, und mit



„Prost Neujahr! Prost Neujahr!“

diesem zugleich Obermaad im phieren lief.

Das ganze Bewunderung Flori und über niemand aber

Und gewiß, Worte des ... hätten, wie ... Toten, im ... einziges Möbe abgestaubt, ... Inhalt genau

weiter sie in wurde sie ... Wirtschaft in

„Hause“ ... was nüt in ... sein!“ meinte

lich unter ... und scharfem nach der Gro

in Ordnung entgegnete die ... „Vielleicht“

meint? Seit schon trägt d

auf seiner B kleinen Leder

diesem ist e und der soll n

Tode gelesen Und was i

g'sehen hat, der Notar Ste

Die Bernh wußte sofort, sothanen l

ihre Pflicht Au war d

von der ... Toten in ihre

sie las den ... Bettels einig

mit den Au dann las sie l

wünsche, d dider Kr

mit mir in l gelegt wer

Das war

Inhalt des

durch die St

die Großma

Bei Tage b

der Stod n

Die Stir

heimnisvolle

ins Grab n

Er schritt z

der Kornhä

dem lieben

Der Stod

der dicke B

die Bernhar

sich an dem

diesem zugleich der „Lump“, um den die alte Theres, die Obermagd im Hause des Verstorbenen, eigens telegraphieren ließ.

Das ganze Dorf war außer sich vor Staunen und Verwunderung „über die große Sippchaft des dummen Flori und über die große Lieb' zu ihm, von der sonstens niemand aber nüt amol ein aicht'l g'spürt hot.“

Und gewiß, die biedern Bauern würden nicht genug Worte des Lobes gefunden haben, wenn sie gesehen hätten, wie die Bernhardhoferin, die Schwester des Toten, im Trauerhause so fürsorglich hantierte. Kein einziges Möbelstück blieb von ihr unberührt, alles wurde abgestaubt, Truhen und Kästen wurden geöffnet, deren Inhalt genau beichtigt und hübsch geordnet, und je weiter sie in dieser Arbeit kam, desto unzufriedener wurde sie „mit der Wirtschaft in diesem Hause“.

„Muß da was nüt in Ordnung sein!“ meinte sie endlich unter strengem und scharfem Ausblick nach der Großmagd.

„Was soll da nüt in Ordnung sein?“ entgegnete diese rasch.

„Vielleicht 's Testament?“ Seit Jahren schon trägt der Bauer auf seiner Brust einen kleinen Lederbeutel, in diesem ist ein Zettel, und der soll nach seinem Tode gelesen werden.

Und was weiter zu g'schehen hat, wird schon der Notar Stein wissen.

Die Bernhardhoferin mußte sofort, was unter sothanan Umständen ihre Pflicht sei. Im Nu war der Zettel von der Brust des Toten in ihren Händen, sie las den Inhalt des Zettels einigemal erst mit den Augen durch, dann las sie laut: „Ich wünsche, daß mein dicker Knotenstod mit mir in den Sarg gelegt werde.“

Das war der ganze Inhalt des Zettels. Sofort flogen aller Augen suchend durch die Stube. „Der Stod liegt bei dem Bauer,“ sagte die Großmagd. „Er hat sich nie von ihm getrennt. Bei Tage hielt er ihn in der Hand, des Nachts lag der Stod neben ihm in der Bette.“

Die Stirne des Herrn Hofrat lag plötzlich in geheimnisvollen Falten. „Seinen Stod will er mit sich ins Grab nehmen? Hm! Wo ist denn dieser Stod?“ Er schritt zu der Leiche, doch die Bernhardhoferin und der Kornhändler traten rasch vor, „um,“ wie sie sagten, „dem lieben Bruder den letzten Liebesdienst zu erweisen.“

Der Stod fand sich richtig neben der Leiche. „Es ist der dicke Prügel, den der Flori immer trug,“ sprach die Bernhardhoferin nicht ohne Rührung, und sie konnte sich an dem Stode nicht satt sehen, wollte sich von ihm

gar nicht trennen. Aber leider waren die übrigen in der Stube gleichfalls Verwandte Grinzenbergers und jeder wollte den „langjährigen, treuen Begleiter des edlen Verbliebenen“ genau beschauen. Ja, der Hofrat wog sogar den Stod einmal um das andere in der Hand, um schließlich zur Überzeugung zu gelangen, „daß das Ding für einen Hastinger von auffallender, höchst bedenklicher Schwere sei.“ Und dasselbe fanden nun plötzlich auch all die andern. Der Stod ging abermals von Hand zu Hand, verwundert fragte man sich, was ihn so schwer machen könne. . . . Da plötzlich ein Aufschrei der Bernhardhoferin, ein Gekirr wie von zu Boden fallenden Goldstücken, und aller Blicke lagen starr auf blinkenden Dutaten, die teils zu einem Häuflein auf dem Boden lagen, teils in der Stube umherrollten.



„Jesus! dieser Jammer! Der Flori tot und ich nicht dag'wesen!“

„Was, was ist das? Was ist geschehen?“ rief der an allerhand Überraschungen schon längst gewohnte Hofrat mitten in die allgemeine Verblüffung hinein.

„Der Stod des Seligen gebrochen, ja wahrhaftig, knapp unter dem Knopfe abgebrochen! Und der Stod, . . . ei, was sehe ich! der Stod ausgehöhlt und aus der Höhle . . . da . . . fallen noch immer Goldstücke heraus. Vraiment, das ist das neueste Portemonnaie! Nun aber vor allem: wer hat den Stod gebrochen?“

„Ja, wer? Die zwei Stücke des Stodes, wie auch das Häuflein Dutaten lagen allerdings zu Füßen des neben der Bernhardhoferin stehenden Kornhändlers, aber dieser wie auch seine Schwester schwuren sofort, „daß es für sie ein reines Wunder sei, wer den Stod des Flori gebrochen haben könne.“

„Vielleicht der Vetter, der Poetaster,“ meinte

die Bernhardhoferin, wobei sie ihren Arm nach dem seitwärts stehenden „Lump“ ausstreckte. „Da aber,“ fügte sie schnell hinzu, „es sich vorerst darum handelt, wem das viele liebe Gold gehören soll, so denke ich, sollten wir jetzt gleich um den Notar . . .“

„Freilich!“

Sogar der Hofrat unterstützte durch ein beifälliges Kopfnicken den Unisonoruf, und er gab auch den Rat, den Notar der Nachtzeit wegen in einem Wagen abzuholen.

Nach drei langen, bangen Stunden durfte die Bernhardhoferin hochklopfenden Herzens dem spitz dreinschauenden Notar die Hand drücken, woraus sich dieser nicht viel zu machen schien. Denn kaum eingetreten, fand er sogleich nötig, die Goldstücke nachzuzählen. „Genau

lori! . . . Florian die Rede . . . asler der . . . wurde . . . ler Leute . . . in der . . . Dumme . . . das nicht . . . nbergers: . . . ester, die . . . Bernhard- . . . dem be- . . . rfe; seine . . . Wasen; . . . Herr Hof- . . . Residenz, . . . s Vetter, . . . des Ver- . . . ner nur . . . zeitigen . . . Ach ja, . . . dumme . . . rt haben. . . . hatte sich . . . der Ver- . . . um ihn . . . erst als . . . starb, . . . da lo- . . . Liebe zu . . . nen auf, . . . d Schwe- . . . tern und . . . en nicht . . . nach dem . . . eilen. . . . ar Pfer- . . . Bernhard- . . . gestürmt; . . . bringend . . . erbarmen . . . e sie auf: . . . er Jam- . . . Flori tot . . . dag'wesen. . . . die Au- . . . ! Sein . . . ich, seine . . . hast du . . . ätt' ich's . . . pumperl- . . . ch nieder, . . . wie der . . . wie der . . . Bäuerin, . . . u.“ . . . ch warm, . . . i Klappen . . . und nach . . . und die . . . erziehen . . . und mit

dreihundert müssen ihrer sein!" Und genau so viel fanden sich denn auch vor, die der Notar ruhig in seine Tasche schob. „Weil," wie er kurz und brüsk erklärte, „das Testament nach ausdrücklicher Bestimmung nicht früher als drei Stunden vor dem Begräbnis vorgelesen werden darf. Also übermorgen früh acht Uhr bin ich wieder da mit dem Testament und den Dukaten."

So sprach er, und pfeifig lächelnd und boshaft schielend nach den nun mit einennmal oderfarben gewordenen Gesichtern in der Stube schritt er von dannen. Im Klare konnte er noch hören, wie sämtliche Verwandten, einer nach dem andern, voll Feuer die Erklärung abgaben, nun nicht mehr vom Plaze zu weichen noch zu wanken. Sie seien es dem mildherzigen Toten schuldig, an seiner Seite standhaft auszuharren, bis man ihn der Erde übergebe.

Endlich, endlich war der Morgen des Begräbnistages da. In aller Frühe schon waren sämtliche Verwandten des „dummen Klori" in der „großen Stube" versammelt. Um 8 Uhr erschien hier der Notar, mit diesem zugleich der Pfarrer des Ortes, der Bürgermeister und einige der angesehensten Einwohner. Minuten verstrichen unter lautloser feierlicher Stille. Aller Blicke hingen an den Lippen des Notars, der, nachdem er mit einem einzigen boshaften Blick sämtliche Verwandten des Toten überflogen, mit lauter Stimme begann: „Ich werde jetzt das Testament des toten Grinzenberger vorlesen."

Den Verwandten stockte der Atem. Kein Laut, nicht die leiseste Regung! Unter tiefster Stille konnte der Notar mit der Vorlesung des Testamentes beginnen, das folgendermaßen lautete:

Mit heutigem Tage, an dem ich diesen meinen letzten Willen niederschreibe, besitze ich: meinen schuldenfreien Hof mit den dazu gehörigen Feldern, Obstgärten, Wald und Teich im Gesamtwerte von 25 000 Gulden, ferner in verschiedenen Sparkassen Geld in der Höhe von 10 000 fl. Die Bücher darüber hat Herr Stein, mein Notar, in Verwahrung. Endlich befinden sich in meinem dicken Knotenstock drei Rollen zu je hundert Dukaten, die gleichfalls mein Eigentum sind. Der Stock ist von oben und unten ausgehöhlt. Schraubt man den Knopf des Stockes ab, erblickt man die Höhle, wo die Dukaten liegen; wird der Beschlag an dem untern Ende des Stockes abgeschraubt, sieht man gleichfalls einen ausgehöhlten Raum, in welchem Sachen aufbewahrt sind, auf die ich später noch zurückkommen werde.

Dieses mein Vermögen habe ich mir durch Fleiß und Sparfameit erworben. Doch wem es hinterlassen?

Mein Weib und meine Kinder sind mir im Tode vorangegangen, und inwiefern meine übrigen Verwandten auf mein Vermögen Anspruch haben, möge aus nachstehendem beurteilt werden.

Es sind jetzt einige zwanzig Jahre her, als ich mich in bitterster Not befand. Ich war 160 Gulden auf mein Gütle und auf mein Stück Feld schuldig, in zwei Tagen sollte ich dieses Geld erlegen, widrigenfalls ich Pfändung meines kleinen Besitzes zu gewärtigen hatte. Und ich besaß kaum einen Gulden im Vermögen! Und mein Weib war krank, meine zwei Kinder waren krank und ich selbst war auch kränzlich. Wo das viele Geld hernehmen? „Hast ja einen reichen Bruder, eine reiche Schwester, die sollen dir helfen," sagte man mir.

Nun ja, ich ging also vorerst zur Schwester, zur reichen Bernharthoferin. Es war eine grimmige Kälte, als ich zu ihr übers Feld schritt, ich glaubte, nicht lebend dahin zu kommen. Wie die Bernharthoferin mein Anliegen gehört, nahm sie mich bei der Hand und führte mich in ihre Leinenkammer. Da lag grobes und feines Linnen manns hoch aufgeschichtet und Truben und Kästen waren voll. „Da schau," rief sie mir zu, „ist das eine Leinenkammer, wie's sich für einen Hof, wie der untrige ist, gehört? Alles fehlt, wie Tisch- so Betttücher und groß und klein. Schänen muß ich mich, wenn Kreuze herkommen. Und da verlangst du von mir 160 Gulden?! Der Teufel soll mich holen, wenn ich auch nur einen Kreuzer in der Tasche hab!" — Ich wollte fort. — „Unbewirtet darfst nicht weg!" rief sie. Rasch eilte sie in die Küche und schnell genug brachte sie mir ein



... Da plötzlich ein Aufschrei der Bernharthoferin.

Schälchen Brotsuppe ohne Ei. Ja, die Eier sind halt im Winter rar!

Ich ging zum Bruder, dem Kornhändler. Der wird mir gewiß helfen, sagte ich mir. Ich traf ihn just, als er dem Metzner zehn Gulden einhändigte. „Dast nicht gesehen?" rief er mir zu, als ich meine Bitte vorgebracht, „grad' jetzt hab' ich zehn Gulden hergegeben fürs „ewige Licht" in der Kirche. Und zur Vicitation zum Begraber muß ich heute auch noch. Ein Zeugl ist dort zu haben, zwei Klappen und ein feins Wagerl dazu, um eine wahre Bagatel, 600 Gulden, nichts mehr. Ich brauchet's zwar nicht, das Geld dafür ist rein 'nausg'worfen, aber meine Alte will's partout, und da giebt's keinen Widerspruch." — „Du hilfst mir also?" wagte ich zu erinnern. — „Nüch?! Ja, wo eigentlich soll ich immer und immer wieder das viele Geld hernehmen?" — „Immer? Hast du mir

denn schon ein holten?" — grad' heit te entbehren. S nur schnell fo nur tüchtig z kraut, aber es wirtet darf n

Wie bange des Bruders nun beginne Bettern und andere. Ich Gemeinderat ein sehr tug wegs zu ihm Gebirge. „hellauslachen mit Händen Verforgungs doch hat er gen a'habt, gern! Und ihm den Gi than und b manden a' rote Farbe gut seine wie meine."

Gleichwo zu ihm. A der erbetene er mir einen und beschwe lieber an d zu denken, irdische Gü Gott thut, gethan. Be auf ihn, I dir helfen dasselbe ja schon unfer rer, und i immer die schuldig.

Ich swra Paulit ve weit und l lit' nann traf ich th gestohlene „I du n „Du kon nur mög ein gew Seite leg es mir i Am i Ich wol sagte ich der der Warum Gleich Und wi er mich schon de aber da

denk schon einmal auch nur mit einem Kreuzer geholfen?" — "Dir freilich nicht, aber andern. Und grad' heut kann ich auch nicht einmal ein Sechserl entbehren. Himmel! Wie die Zeit vergeht! Ich muß mir schnell fort zum Wengereuber. . . Da, da, ist! Ist nur tüchtig zu! Sind zwar nur Knödel mit Sauerkraut, aber es ist dir von Herzen vergnunt. Ja, unbewirtet darf niemand von mir fort, niemand!"

Wie bange mir zu Mute war, als ich das Haus des Bruders verließ, kann ich nicht schildern. Was nun beginnen? Na, sagt' ich mir dann, hast ja noch Vettern und Basen, gewiß hilft dir einer oder der andere. Ich ging zuerst zum Vetter Gottfried, der ist Gemeinderat und Kirchenrat und Armenvater, o, und ein sehr tugendhafter, gottesfürchtiger Mann. Unterwegs zu ihm begehrte mir die alte Marianne aus dem Gebirge. „Zum Gottfried gehst um Hilff?“ sagte sie hellauflachend. „Na ja, der und helfen! Stemmt sich mit Händen und Füßen gegen meine Aufnahme ins Versorgungshaus, und doch hat er mich einst gern g'habt, o, und wie gern! Und ich hab' ihm den Gefallen gethan und hab' es niemandem g'sagt, daß die rote Barbara ebenso gut seine Tochter ist wie meine.“

Gleichwohl ging ich zu ihm. Aber anstatt der erbetenen Hilfe gab er mir einen Koienskanz und beschwor mich, doch lieber an den Himmel zu denken, anstatt an irdische Güter. „Was Gott thut, das ist wohl gethan. Vertraue, baue auf ihn, und er wird dir helfen.“ Ja ja, dasselbe sagte mir auch schon unser Herr Pfarrer, und ich war noch immer die 160 Gulden schuldig.

Ich sprach beim Vetter Paulit vor, den man weit und breit nicht anders als den „grundehrlichen Paulit“ nannte. Ich mußte ihm im Fuchspatz aufsuchen. Dort traf ich ihn eben, als er mit Wildschützen wegen Ankaufs gestohlener Hehe und Basen geheimnisvoll unterhandelte. „Du kommst zu mir um Geld? Zu mir? Wie ist's nur möglich? Wie kann denn heutzutage ein ehrlicher, ein grundehrlicher Mensch einen Groschen auf die Seite legen?“ — Also wieder nichts. Und so erging es mir auch bei den lieben Basen.

Am nächsten Morgen reiste ich nach der Residenz. Ich wollte zum Vetter, der jetzt Hofrat ist. Er hat ja, sagte ich mir, während er studierte, von meinem Vater, der der Bruder des feinnigen war, genug Gutes genossen. Warum sollte er mir nicht helfen?

Gleich führte man mich in sein Arbeitszimmer. Und wie freundlich er mich begrüßte, wie lebenswürdig er mich zum Niedersitzen einlud! Wahrlich, ich glaubte schon das Geld in meiner Tasche zu fühlen. Wie ich aber davon anhob, erfolgte erst ein Räufpern, dann

hörte ich ihn sagen: „Ja, wenn du nicht juist in der Karnevalszeit gekommen wärest! So etwa vor zwei Monaten hätte ich dir mit tausend Freuden die winzige Bagatelle gegeben. Aber jetzt . . . leider, leider!“

Ich wollte hinaus. Er aber nötigte mich, zuvor noch ein Schnäpschen zu trinken. Er kenne nichts, was besser stärkt als dieser „Kaiserliqueur“. Mir schmeckte der Schnaps wie Teufelsdr. . .!

Allmächtiger! An wen mich nun wenden? Ich war schon im Begriffe, mir das Leben zu nehmen, als mir der „Lump“ einfiel. Sonst hieß er eigentlich Robert Vorn und war auch mein Vetter. Aber der Bruder, der Kornhändler, und die Schwester, die Bernhardhoferin, und all die Vettern und Basen nannten ihn nie anders als der „Lump“, weil er nichts arbeiten wollte. Er war zierlich gebaut, blondlockig, blauäugig, ein recht nettes, liebes Bürschchen, wenn er hätt' was Recht-schaffenes machen wollen, etwa einen Stiefel, oder Dünghaufen umfüllen, oder dergleichen. Aber nein! Er



Kurz, alles, was mein ist bis zur Stunde meines Todes, gehört von dieser Stunde an meinem braven Vetter, dem Schriftsteller Vorn.

bliebte immer nur nach den Wolken und schwatze ganz kurioses Zeug zusammen. Sein Vater, der Bauer vom Rain, that dann gar, als schäme er sich des Sohnes, und schickte ihn nach der Residenz. Nun, wie ich vor den Lump hintrat und ihm meine Not klagte. . . Herrje, ich glaubte, es breche ihm das Herz ab, so bitterlich weinte er mit mir. Helfen jedoch konnte auch er nicht. „Ach, wenn ich doch schon majorem wäre!“ rief er immer und immer wieder aus. „Der Vater müßte dir gleich die 160 Gulden von dem Meinigen aus zahlen. Aber so! Ich zähle erst einundzwanzig Jahre! Und glaub mir, oft habe ich den ganzen Tag nichts zu

essen. Der Vater will kein Geld schicken und mein Verdienst. . .“

Hier wurde er unterbrochen. Ein Briefbote trat herein und legte zwei blanke Hunderter vor den Vetter. Dieser unterschrieb das Receptisse mit zitternder Hand, und wie der Briefbote draußen war, sank er, freudebleich im Gesichte, an meine Brust. „Gott, Gott!“ schluchzte er auf. „Welch ein unerwartetes Glück! Das ist ja ein wahres Wunder! Denke nur, ich habe etwas geschrieben, man nennt es eine Novelle; diese Arbeit reichete ich an ein belletristisches Blatt ein, und dieses Blatt schickt mir nun als Honorar für jene Arbeit 200 Gulden. Zweihundert Gulden! Gott, jetzt so reich und vor einer Stunde wußte ich nicht, woher einige Kreuzer für Brot hernehmen! Nun aber, da ich jetzt ein vermögender Mann bin, soll auch dir, Vetter, geholfen werden. Du sollst deine 160 Gulden haben! Da, da, nimm, nimm nur rasch! Na wird's! . . .“

Überwältigt von meinen Gefühlen sank ich auf die Knie und dankte Gott dem Allgütigen für diese unver-

ode vor-
wandten
us nach-

ich mich
den auf
in zwei
falls ich
en hatte.
en! Und
en frant
iele Geld
ine reiche
ir.
ster, zur
ige Kälte,
ih über
h glaubte,
dabin zu
Wie die
erin mein
ört, nahm
der Hand
ich in ihre
er. Da lag
eines Lin-
och aufge-
Truben
waren voll.
rief sie
t das eine
er, wie's
i Hof, wie
t, gehört?
wie Tisch-
und groß
Schämen
ich, wenn
erkommen.
langst du
Gulden?!
soll mich
a ich auch
Kreuzer in
hab'!“
fort. —
darfst
rief sie.
sie in die
schnell ge-
he mir ein
sind halt

ler. Der
f ihn just,
te. „Dast
eine Bitte
den herge-
zur Vic-
noch. Ein
ein feins
o Gulden,
das Geld
Alle will's
— Du
„Nüch?!“
wieder das
t du mir

hoffte Rettung. Ich, mein Weib, meine Kinder waren gerettet vor dem Bettelstabe, gerettet durch den „Lumpen“.

Die Jahre flossen dahin, mein Weib, meine Kinder starben, ich stand da mutterseelenallein mit meinem Vermögen. Wem dieses geben? Oft dachte ich darüber nach und kam endlich zu dem Entschlusse: Mein Hof samt Feldern, Wald und Teich, mein in den Sparfassen liegendes Geld, die Dukaten in meinem Stode, kurz, alles, was mein ist bis zur Stunde meines Todes, gehört von dieser Stunde an meinem braven Vetter, dem Schriftsteller Robert Born, bei meinen sonstigen Verwandten bekannter unter dem Namen der „Lumpen“.

Diesem „Lumpen“, nun meinem Universalerben, befehle ich aber folgendes: daß er, nämlich Robert Born, meinen beiden Geschwistern je 500 fl., meinen vier Vettern und zwei Basen je 300 fl. auszahlen möge, jedoch nur dann, wenn im Augenblicke, wo dieses Testament verlesen wird, mein Knotenstock vollkommen unverfehrt an der Seite meines Leichnams liegt. Sollte ich aber meine Verwandten richtig beurteilt haben, sollten sie meinen letzten Willen nicht respektiert, sollten sie durch die Schwere des Stodes verleitet, diesen unterjucht, beschädigt oder gar gebrochen und seines Inhaltes beraubt haben, in diesem Falle lege ich meinem Universalerben als Pflicht auf, weder meinen Geschwistern noch meinen Vettern und Basen auch nur einen Kreuzer ausanzahlen. Auch darf er keine jener acht Personen oder deren Nachkommen zu Erben einsetzen. — Und endlich, da ich als keines Menschen Schuldner die Erde verlassen will, eruche ich Herrn Notar Stein, meinen Testamentsvollstrecker, den Inhalt der untern Höhlung meines Knotenstockes an die auf dem Inhalte der Höhlung näher bezeichneten Personen zu verteilen.

Unter größter Spannung wurde der untere Teil des gebrochenen Stodes herbeigeschafft, der Beschlag unten abgeschraubt und der Inhalt der Höhlung, von der niemand bis zur Stunde eine Ahnung hatte, herausgenommen.

Zuerst fiel ein Paket heraus mit der Aufschrift: An meine Schwester, die Bernharthoferin. Diese öffnete es mit vor Erregung zitternden Händen. Es fand sich darin ein funkelndglänzender Silberfischer: „für die Brotsuppe ohne Ei“.

Das zweite Paket, an den Bruder, den Kornhändler, adressiert, enthielt dreißig Kreuzer: „für die Knödel mit Sauerkraut“.

Im dritten für eine Vase bestimmten Päckchen lagen zehn Kreuzer: „für ein Glas saure Milch“.

Aus dem vierten Paket fiel der Rosenkranz des tugendhaften Kirchen- und Gemeinderates heraus.

Und das letzte endlich war für den Herrn Hofrat bestimmt. Da lagen in rosa Papier zierlich eingewickelt: fünf Kreuzer „für das Glas Schnaps“.

Die Szenen, die sich nun in dem Trauerhause abspielten, lassen sich nicht schildern. Hier sei nur noch bemerkt, daß der erbennde „Lump“ — der, nebenbei bemerkt, sich durch seine hervorragenden schriftstellerischen Arbeiten schon längst emporgeschwungen und das Erbteil des Veters eigentlich nicht notwendig hatte — in Gesellschaft der lieben Verwandten bald seines Lebens nicht sicher war. Die Bernharthoferin und deren Bruder beschuldigten ihn direkt, daß er, „um alles an sich zu reißen“, den Stod gebrochen habe, worauf der Herr Hofrat wieder kund und zu wissen that, daß der Krach des brechenden Stodes aus der Gegend kam, wo der Kornhändler und dessen Schwester standen. Eine Vase

wieder wollte gesehen haben, wie der „Grundehrliche“ Vetter den Knotenstock des Flori gebogen, „ja und auch vielleicht gebrochen habe.“ Und gleich darauf schrieb sie, daß sie nun diesen Vetter für den Dieb der ihr von dem dummen Flori hinterlassenen dreihundert Gulden betrachten müsse. Darausbin natürlich die stilllichste Entrüstung vonseiten des „Grundehrlichen“ und dann eine Flut von Schmähungen über die Vase. Kein einziger der hier Anwesenden, der nicht von den andern beschimpft oder verdächtigt worden, kein Augenblick verstrich, wo nicht ein allgemeines Handgemenge zu befürchten gewesen wäre. Die erste Stunde kam, der Trauerzug setzte sich in Bewegung, aber keiner der Verwandten, mit Ausnahme des „Lumpen“, fühlte sich stark genug, „jetzt no' den furchtbar'n Marich bis auf den Gott'sacker machen zu können.“ Wütig und erhist eilten alle nach dem Wirtshaus.

Infolge der Erbschaft des „dummen“ Flori wurden mehrere Ehrenbeleidigungslagen bei Gericht anhängig gemacht. Da stand ein Verwandter dem andern als erbittertster Feind gegenüber. Und die Bernharthoferin „verschrieb“ sich sogar einen der berühmtesten Advokaten des Landes. Tausend Gulden wollte sie begeben, wenn man dem „Lumpen“ vor Gericht nachweisen könne, daß er den Knotenstock des Flori gebrochen und wenn man ihn zur Auszahlung der verchiedenen Hunderte an sie und an den Bruder, an die Vettern und Basen verhalten würde.

Der schlaue Advokat ließ die Bernharthoferin unausgesetzt das Beste hoffen, einzuweilen aber erfreut sich der „Lump“ noch seines ganzen erbten Besitzes.

Lächerliche Flucht.

Von Wilhelm Fischer.



eter Joseph Schmitz im Siegreise hatte von seinem seligen Vater Hans und Hof geerbt und mit seiner wackeren Frau nicht nur eine treffliche Aussteuer, sondern auch noch ein Erkleckliches in bar mitbekommen. Dazu war er selber keine Schlafmütze, legte die Hände nicht in den Schoß; im Gegenteil, er betrieb, zu gleicher Zeit oder nacheinander, allerlei Landwirtschast und Krautpressen, Korn- und Viehhandel, einen Steinbruch und eine Ziegelei. Aber wie man zu sagen pflegt, drei Handwerke und vier Unglücke: er wurde nicht reicher dabei, sondern hauste rückwärts, und daß er fleißig auf die Jagd ging und manchen Fisch aus den Wellen der Sieg zog, machte den Wohl auch nicht fett. Ein halbes Viertellos der Königlich Preussischen Klassenlotterie spielte er schon seit Jahren, doch ohne jemals etwas zu

gewinnen; seiner papiernen zu spielen hältweise enge Gr Versuchen, die e zu. Er war in Not erkfinderisch. Doch mit dem a tröstete den eine mehr wusste, we das alles hält e länger je schw Lage, immer he licher gedrängt, mit Leuten, die „vögel“ nennt s unerwartet un ihrem Opfer t abpressen, doch der Sprache ge stime Mahner Ein kluger und lender Mann er die unnütze Mü selbst die ärge regung; er we aus, so viel e läßt sich verleug nur eben ang auch auf die leicht nicht, es den unangeneh blick weiter hin lange Übung Peter Joseph Knitt eine Fertigkeit erla ging und sta seinen rastlose die Kost, und Beine waren schneller Bewe er wollte sic paar baren G den schwer Grundbesitz, lieben Frau seinen brave den Verfolger Es ist kein o während auf ung, jedem s sibt, allein i vollkommenen in seiner Stul sah aber nicht chen“ — der sondern recht welt hinaus, zeitig einen i straße wie m fragte, dann lenkte. Aber und Stod un bekannten ein nicht zu Haus schon eingelüb Lüge hütete e mußte sie au